



Eine Reportage
von [johann] & [vince]

Ein Nachmittag am Rosenthaler Platz: Die Straßenbahn rasselt über die Kreuzung, die Kreativen sitzen mit ihren Macs – Macchiato oder Mate schlürpfend – im Sankt Oberholz, man hört mehr englische und spanische Gesprächsfetzen als deutsche. In den Schaukästen der Geschäfte sieht man Mäntel für 1000 Euro und dekadente Wodkagläser in Form von Kristallschädeln für jeweils 70 Euro.

Hier wird versucht ein linker Lebensstil nachzuahmen, wie die Großstadt-Hipster ihm nachsehen, doch das Ergebnis ist eher das Gegenteil.

Biegt man jedoch in die Linienstraße ein, sieht man dort an der Ecke zur Kleinen Rosenthaler Straße dann ein Haus, das aus der Zeit gefallen zu scheint. Das nicht so recht in diese Gegend passen will, die heute einer der teuersten Berlins ist.

Die Straßenseite bröckelt marmoriert und man hat das Gefühl, dass nur die an der Fassade hängenden Transparente das Haus zusammenhalten. »Ausländer bleiben Nazis vertreiben« steht dort oder »Soldaten sind Mörder«. Man glaubt kaum, dass hier jemand wohnt – doch hier wird der wahre linke Lebensstil gelebt.

In der Linienstraße in Berlin-Mitte befindet sich eines der letzten alternativen Hausprojekte in Berlin. 1990 wurde die Linie 206 besetzt und ist bis heute ein Bollwerk gegen Gentrifizierung und den gewinnorientierten Berliner Immobilienmarkt.

IM SOMMER 1990 wurde das Haus in der Linienstraße 206 besetzt. Eine Zeit, in der alle Häuser im Prenzlauer Berg so aussahen wie dieses: Die Toiletten befanden sich auf der Etage, statt Zentralheizung gab es Kachelöfen. Viele Häuser standen in ruinösem Zustand leer. Doch statt wie all die anderen Häuser luxussaniert zu werden, ist dieses Haus so geblieben.

Es ist nicht ganz leicht, mit den Bewohnern ins Gespräch zu kommen. Das halbzerfallene Haus wirkt anders als all die anderen Häuser. Bei unserem ersten Besuch im November letzten Jahres gehen wir minutenlang um das Haus herum und klopfen, aber nichts tut sich. Es ist uns schon fast peinlich, hier wie Touris zu stehen und die verwitterte Fassade zu fotografieren. Frustriert gehen wir eine Kleinigkeit essen.

FOTOS: JOHANN STEPHANOWITZ

Als wir eine Stunde später wieder kommen, klopfen wir noch mal an der mit unzähligen Stickern, Zetteln und Plakaten beklebten Tür. »Kämpfende Hütten – Urbane Proteste in Berlin von 1872 bis heute« steht auf dem größten Plakat, das auf eine Ausstellung hinweist. Links ein Schaukasten mit Zeitungsartikeln aus verschiedenen Tageszeitungen – wir sind also nicht das erste Medium, das mit den Hausbewohnern sprechen will.

Sogleich öffnet uns ein Mittzwanziger mit Bart und Kapuzenpulli die Tür. Wir überreichen ihm einen Brief für die Hausbewohner und eine Ausgabe der OHnE, doch ob es zum Gespräch kommt, ist fraglich. »Das Plenum müsse entscheiden«, heißt es.

EIN VIERTELJAHR und ein paar versendete Mails später steht der Gesprächstermin. Diesmal lässt man uns gleich rein. Und uns wird eine besondere Ehre zuteil: Wir dürfen mit drei Bewohnern exklusiv drinnen sitzen, während alle anderen Interviews normalerweise im Hof geführt werden. Manni, ein untersetzter Mittvierziger mit Berliner Dialekt führt uns die schmale Treppe hoch, deren Standfestigkeit man auf den ersten Blick nicht annimmt. Das Geländer wackelt stellenweise bedrohlich, einige Treppenstufen haben Löcher. Manni erzählt uns, dass Flickarbeiten das Haus zusammenhalten, doch größere Sanierungsarbeiten an Fassade und Dach seien mit den geltenden Mietverträgen nicht gültig.

Mietverträge? In einem besetzten Haus?

Und sofort werden einige unserer romantischen Illusionen zerstört.

»Also das ist auch eine Legende, das Berlin noch voller besetzter Häuser sei«, sagt Iris, die ebenfalls in dem Haus lebt. »Die sind eigentlich gar nicht besetzt, sondern haben ihre Mietverträge oder haben sich anders gesichert.«

Zu fünft sitzen wir in einer der Küchen, die aus alten, teilweise improvisierten Möbeln besteht. Es gibt Kaffee und Tee, die Bewohner rauchen. Neben Manni, der als Taxifahrer arbeitet, sind da noch die Sozialarbeiterin Iris und Rony, der persönlicher Assistent eines körperlich behinderten Menschen ist.

BESETZT IST DIE LINIE 206, wie das Hausprojekt heißt, nicht, aber doch ein Spielball des Immobilienmarkts. In den vergangenen Jahren wechselte das Haus von Investor zu Investor, wurde gekauft ohne gesehen zu werden. Die Käufer haben dann natürlich »die Katze im Sack gekauft«, wie Rony meint. Die aktuellen Eigentümer versuchen, die Bewohner aus dem Haus zu bekommen und haben Abmahnungen an alle Mietparteien geschickt. Doch das Landgericht Berlin bestätigte die 25 Jahre alten Verträge.



»Das ist eine Legende, das Berlin noch voller besetzter Häuser sei«

– Zum Glück für die Bewohner, die nun nicht das Schicksal anderer Hausprojekte wie der Liebig 14 in Friedrichshain oder der Brunnen 183 in der nahegelegenen Brunnenstraße ereilt. Diese wurden geräumt, nachdem Gerichte die Mietverträge für nichtig erklärt haben. Die Bewohnergemeinschaft in der Linie 206 versucht das Haus zu kaufen, denn das gemeinsame Ziel aller Bewohner ist immer noch das gleiche, wie Iris meint: »Wir wollen das Haus dem Immobilienmarkt entziehen!«

Denn der ist inzwischen ein Haifischbecken geworden. Vor 25 Jahren gab es in dieser Gegend kein einziges Hotel, erklärt uns Manni. Heute leben hier gefühlt mehr Touristen als Einheimische. Am Rosenthaler Platz gibt es nun vier Hotels und drei Imbisse – aber keinen einzigen Supermarkt. Seitdem Berlin den kommunalen Wohnungsbau eingestellt hat, gibt es immer weniger Sozialwohnungen und immer mehr Gentrifizierung. Schon Menschen mit einem Durchschnittseinkommen können sich eine Wohnung in der Innenstadt nicht mehr leisten. Und das ist der Grund, warum die Bewohner bis heute in der Linie 206 bleiben: Sie wollen ein Zeichen setzen!

DOCH WIE LEBT es sich überhaupt in einem alternativen Hausprojekt?

»Also wir verwalten uns ja selbst und treffen Entscheidungen selbst. Was im Konsensprinzip geschieht und nicht im Mehrheitsprinzip, damit sich die wenigen unterlegenen nicht unwohl fühlen«, erklärt Iris.

Ein konkretes Konzept haben die Bewohner nicht, aber wohl ein paar Grundsätze. Jeglichen Sexismus, Rassismus und Antisemitismus und so weiter lehnen sie ab. »Wir wollen kollektiv leben ohne Hierarchien«, fasst Iris die Prinzipien zusammen. Doch trotzdem müssen auch sie immer wieder aufpassen, dass sich nichts Hierarchisches in das Zusammenleben einschleicht. »Wir sind nicht die coolen Leute, bei denen das überhaupt nicht passiert. Das ist Quatsch«, meint Iris und fügt hinzu: »Man muss immer ein offenes Auge dafür haben, dass nichts Hierarchisches entsteht.«

Dennoch unterscheidet sich ein Hausprojekt wie die Linie 206 von einer Polit-Gruppe. Denn auch wenn sich viele als Anarchisten bezeichnen und an der Fassade ein Anarchismus-A prangt, ist das in der Hausgemeinschaft kein zentrales Thema: »Die Diskussionen gehen weniger darüber, wie unsere anarchistische Auffassung ist, als vielmehr darüber, was zu tun ist«, sagt Rony und meint damit die praktischen Dinge des Zusammenlebens. Dennoch gehen vom Haus auch politische Aktivitäten aus, wie er erzählt: »Wir besprechen hier nicht nur, was im Haushalt ansteht, sondern es geht auch um Vernetzung mit anderen Häusern, um Demonstrationen und der Widerstand ist ja auch nicht ganz einfach.«

»Was unser Haus betrifft, da sind wir eine gemeinsame Aktionstruppe und was darüber hinaus geht, ist Neigung«, fügt Manni hinzu.

Der entscheidende Unterschied liegt eben darin, dass man zusammen wohnt und da muss die »Chemie zwischen allen stimmen«, wie Iris

erklärt. Interessenten, die einziehen möchten, müssen sich bei allen vorstellen und wenn irgendjemand »Nein« sagt, dann ist auch nicht.

Das gemeinsame Wohnen ist übrigens die Erklärung, warum die drei in die Linie 206 gezogen sind. Manni zum Beispiel hat keine Lust, in einer Kleinfamilie oder der typischen Ein-Raum-Wohnung zu leben, isoliert in der Großstadt und Rony findet: »Ich würde mich dem anschließen und sagen, dass dieses Haus und dieser Raum noch mal andere Möglichkeiten bietet als eine normale Wohnung.«

Als wir wieder die alte Treppe hinuntersteigen, und noch mal einen Blick in den kleinen Innenhof geworfen haben, der außer einem winzigen Blumenbeet und einem selbstgezimmernten Holzschuppen nicht viel enthält, wird uns klar: Als wir ursprünglich hineingingen, dachten wir »Oh Wow!« und stellten fest, dass die Bewohner eigentlich ganz normale Menschen sind, die in einer alternativen Lebensform wohnen. Und damit glücklich sind.

NACHTRAG Am 10. Mai dieses Jahres kam es zu einem unangekündigten Polizeieinsatz in der Linie 206. Zwei Zimmer wurden von Sicherheitsleuten und Polizei geräumt – Möbel in einen LKW gebracht und den Bewohnern der Zimmer der Zutritt zum Haus verweigert. Die Eigentümer des Hauses, Bernd-Ullrich Lippert und Frank Wadler erwirkten zwei Räumungstitel vor dem Amtsgericht Mitte. Bereits während der Räumung kamen Interessenten für das Appartement, von dem sie im Internet gelesen hatten. Die Bewohnergemeinschaft, die sich gegen eine Neuvermietung der Zimmer wehrt, schreibt auf ihrer Website zu den Hauseigentümern: Wir sehen uns vor Gericht!

»Wir wollen kollektiv leben ohne Hierarchien«



FOTO: JOHANN STEPHANOWITZ